

Ausserhäusliche Lehrzeit, Spracherziehung und Lebenslauf

Ueli Gyr

Gyr, Ueli 1989: Ausserhäusliche Lehrzeit, Spracherziehung und Lebenslauf. – *Ethnologia Europaea* XIX: 185–202.

Zwischen der deutschen und der französischen Schweiz existieren viele Beziehungen, die ethnologisches Interesse wecken. Im vorliegenden Fall betrifft dies den »Welschlandaufenthalt«: Ein populäres Kontaktmuster für junge Deutschschweizer, die sich nach Schulabschluss für ein Jahr in die Westschweiz begeben, um dort Französisch zu lernen. Während man Töchter aus begüterten und bürgerlichen Schichten zu Erziehungs- und Bildungszwecken eher in Pensionate oder Institute schickt, werden Mädchen einfacherer Herkunft in eine Privatfamilie plziert, wo sie als Haushalt- und Kindermädchen ein Volontariat absolvieren. Zwischen diesen Aufenthaltsmodalitäten bestehen Zusammenhänge, die sich aus einer sehr alten Bildungstradition ableiten lassen. Zu ihr gehören das Praktikum des mittelalterlichen Fernhandelskaufmanns, Studienaufenthalte an auswärtigen Universitäten, Erziehungsdienste an französischen Höfen und Adelshäusern ebenso wie Kriegsdienstleistungen und Auslandsreisen, denen Aufenthalte in Pensionaten und später Volontariate für Diensthilfen folgten. Die Popularisierung des Welschlandaufenthalts enthüllt eindrücklich die curriculare Bedeutung und belegt, dass alle Kontaktmuster einen Übergang zum Erwachsenenalter markieren, sei es als Erziehungsabschluss, sei es als Statuspassage mit Prestigegewinn. Höher als der Spracherwerb bewertet werden die individuellen Anpassungsleistungen an eine fremde Kultur: Es geht um eine ausserhäusliche Lehrzeit als Bewährungs- und Reifeprobe. Fremdaufenthalte dieser Art stehen in einer europäischen Erziehungs- und Bildungstradition mit interkultureller Prägung, wie ein Blick auf andere Länder zeigt.

Dr. Ueli Gyr, Privatdozent am Volkskundlichen Seminar der Universität Zürich, Zeltweg 67, CH-8023 Zürich, Schweiz.

Die Vielfalt von Kulturräumen, Sprachregionen und Grenzen verleiht einem Kleinstaat wie der Schweiz ein besonderes Profil: Verschiedenste Identitäten und Mentalitäten vermischen sich und verweisen auf historische Prozesse wie auf gegenwärtige Gesellschaftsstrukturen. Während der Durchschnittsbürger die Segmentierung seiner Alltagswirklichkeit aber kaum als Problem erlebt, wirft sie dem Volkskundler immer wieder neue Probleme auf, besonders dort, wo es um Beziehungen und Kontakte zwischen Kulturräumen geht. Ein interessantes Thema ist hier der Welschlandaufenthalt¹: Ein interkulturelles Kontaktmuster zwischen der Deutschschweiz und der französischsprachigen Schweiz (»Welsch-

land«), mit dem sich Volkskundler, Lebenslaufforscher, Bildungshistoriker und Pädagogen bisher nicht beschäftigt haben.

Unter Welschlandaufenthalten versteht man heute Temporäraufenthalte von jungen Deutschschweizern beiderlei Geschlechts, die sich nach dem Schulabschluss für ein Jahr in die Westschweiz begeben, sei es, um dort besser Französisch zu lernen, in einer Familie einen Haushalt zu führen oder Kinder zu betreuen, sei es, um ein Zwischenjahr oder einen Bildungsaufenthalt (Institut, Pensionat, Sprach- und Hauswirtschaftsschule) zu absolvieren: eine traditionelle Überbrückung vor dem Eintritt ins spätere Berufsleben, oft ein Wartejahr oder eine Notlösung zu Zeiten

wirtschaftlicher Rezession, häufig auch das Resultat persönlicher Unentschlossenheit. Auch wenn die Grössenordnung der Binnenmigration nicht genau bestimmbar ist, kann man verallgemeinern, dass die Trägerschaft seit etwa 1900 überwiegend weiblich ist.

Zahlen über Deutschschweizerinnen, die ausschliesslich zu Bildungszwecken in ein welsches Pensionat oder in eine Schule gehen, existieren nicht; es dürften aber mehrere Tausend sein. Empirische Daten sind dagegen erstmals für jene Generation von Haushaltmädchen möglich, die 1987 im Welschland weilten und in einer volkskundlichen Langzeitstudie mehrfach befragt wurden.² Die Statistiken deutsch-schweizerischer Stellenvermittlungen wiesen aus, dass damals 2390 Mädchen einen solchen Welschlandaufenthalt absolviert haben, die effektive Zahl dürfte jedoch weit höher liegen.

Am häufigsten, nämlich in 86% aller Fälle, entschieden sich die Deutschschweizerinnen für ein Volontariat: ein halb dienstlich, halb familiäres Angestelltenverhältnis mit Kost und Logis in einem Privathaushalt, ohne grossen Lohn, dafür dem Entgelt, im Alltag Französisch zu lernen. Das Volontariat wird tendenziell von Mädchen aus mittel- und unter-schichtlichen Herkunftsmilieus gewählt (Gyr 1988b: 618), wogegen die Töchter aus begüterten und bürgerlichen Schichten eher ins Pensionat oder in eine Schule geschickt werden. Damit deuten sich schichtgebundene Aufenthaltsmuster und Ausbildungsinteressen an und drängen zur Frage, ob und wie diese miteinander zusammenhängen. Ein Überblick über historische Aufenthaltstypen soll diesen Fragekomplex erhellen und Strukturen einer weit hinaufreichenden Bildungs- und Erziehungstradition nachweisen. Gelingt es, deren Funktionen freizulegen, sind die ausserhäuslichen Sozialisationsmuster einer allgemeinen Ethnographie der Übergänge zuzuordnen (Gyr 1982).

Tatsächlich sind Welschlandaufenthalte keine Errungenschaft unserer Zeit. Die Praxis ausserhäuslicher Erziehungsabschnitte ist sehr alt und lässt sich historisch gut verfolgen. In unserem Raum führen die ältesten Belege in den Herrschaftsbereich des Alten Bern und

seiner stark nach Westen ausgerichteten Politik. Im mittel- und spätmittelalterlichen Fernhandel war es auch hier üblich, den kaufmännischen Nachwuchs zur Ausbildung in die Fremde (»in weltsche landt«) zu schicken. Familienchroniken einflussreicher Handelsleute belegen die Erziehungspraxis seit dem 15. Jahrhundert. So schickte Niklaus I. von Diesbach (?–1436) seine drei Söhne »alle dry in tütsche und weltsche landt, damit sy etwas erfahrlen und die sprach lehrneten. Und alls sy ein zyt lang ussgesyn syndt und ein jeder die weltsche sprach wol kondt, kam einer nach dem anderen widerumb heim und kondt ein jeder reden von den ortt und endt, da er gewäsen was« (Ammann 1928: 4*, 5*). In Valencia, Barcelona, Avignon, Montpellier und Genf bestanden Niederlassungen und Faktoreien der Diesbach-Watt-Gesellschaft. Die jungen Kaufleute gingen dorthin, um sich praktisch auszubilden, Fremdsprachen und Buchhaltung zu erlernen, Handelspartner und Umgangsformen kennenzulernen und sich mit den fremden Wirtschaftsverhältnissen vertraut zu machen. Gesellen, Lehrlinge und Kontordienner wurden meist von den älteren Faktoreiangeestellten angelernt. Das curriculare Moment ist offensichtlich: Der Aufbruch in die Fremde setzt am Übergang zum Erwachsenenalter ein und wird von der Vorstellung getragen, dass sich die Jünglinge in der Fremde bewähren sollten. Erst wer diese Probe bestanden hatte, durfte als gereifter, gestandener Mann wieder zurückkehren.

Ausbildung und Erziehung an königlichen Höfen und adeligen Häusern liefern einen zweiten Typus. Für den adeligen politischen Nachwuchs (Ratsherren) war dieses Erziehungsprogramm Standespflicht. Hofdienste, zweifellos mit den obrigkeitlichen Interessen im Einklang, wurden vorzugsweise an französischen, burgundischen und savoyischen Höfen absolviert. Zum Erziehungsgang selbst bleibt anzumerken, dass »nicht nur das Erlernen von fremden Sprachen, von höfischen Umgangsformen, die Kenntnis des adeligen Lebensstiles und die Schulung im Waffenhandwerk zur Ausbildung des Pagen gehörten, sondern durchaus auch die Einführung in diplomatische Aufgaben im Dienste des jeweili-

gen Herrn« (Zahnd 1979: 94). Was vorerst nur adeligen Kreisen möglich war, wurde mit der Zeit aber auch von nicht-adeligen Geschlechtern und Kaufleuten übernommen: Die Ausbildung in der Fremde galt zunehmend als soziales Aufstiegsmuster für politische Karrieren schlechthin.

Eine dritte Ausbildungsmodalität lässt sich im universitären Bereich ausmachen. Der Besuch auswärtiger Universitäten charakterisiert ein zeittypisches Bildungselement (Unterwegssein im Spätmittelalter 1985), hier aber mit spezifischen Bezügen zum welschen (romanischen) Raum. Für Berner Studenten galten Bologna, Paris und Montpellier während langer Zeit als die beliebtesten Universitäten, und selbst die später gegründeten deutschsprachigen Universitäten bewirkten hierbei nur geringe Verschiebungen. Die Statistiken markieren eine besondere Vorliebe bernischer Studenten für Paris bis um 1530. Zwischen Bern und dem französischen König bestanden institutionalisierte Beziehungen und Abkommen für Freiplätze an der Pariser Universität. Viele Stipendiaten lebten in landsmannschaftlichen Pensionärsbetrieben, mussten sich selber organisieren und unterstanden strenger Kontrolle. Dabei fällt auf, dass ab 1480 vermehrt Studenten aus Bern und Basel auch wegen der französischen Sprache dorthin geschickt wurden. Der Aufenthalt an einer auswärtigen Universität war aber nicht bloss eine akademische Etappe, sondern stets eine Art Ausweis, sich in der Fremde bewährt zu haben.

Wenn das Sprachmotiv im 16. Jahrhundert immer bedeutsamer wurde und zu regionalen Verschiebungen bisheriger Aufenthaltsorte führte, hat dies mit sozio-politischen Entwicklungen zu tun. Nach der Eroberung der französischsprachigen Waadt (1536) wurde Bern zweisprachig und wählte den Weg einer zweisprachigen Territorial- und Verwaltungspolitik. Dass diese bildungspolitisch innovativ wirkte, zeigt sich mit der Gründung einer protestantischen Akademie (1537) in Lausanne. Obwohl die Theologieausbildung dominierte, wurde die Lausanner Akademie zunehmend von Berner Studenten auch aus anderen Gründen besucht. Sie suchten eine gründlichere All-

gemeinausbildung und sprachliches Rüstzeug für höhere und mittlere Beamtenposten: «Ils venaient avant tout pour apprendre le français» (Le Coultre 1926: 187). Darüber hinaus verstärkte der Zustrom zahlreicher Protestanten aus Frankreich, die wegen der Aufhebung des Ediktes von Nantes (1685) ihre Heimat verlassen mussten, die Zweisprachigkeit in der Stadt Bern, wo nunmehr französische Gottesdienste, Seelsorge und eine «Ecole française» eingerichtet wurden.

Das Aussenden in die Waadt war nicht nur damals ein beliebtes Erziehungselement, sondern blieb es. Für obergesellschaftliche Kreise war der Fremdaufenthalt eine Selbstverständlichkeit: Von den Regierungsgeschlechtern, Regenten, hohen Beamten und Offizieren, aber auch von Notaren, Geistlichen und Gelehrten erwartete man Kenntnisse in der französischen Sprache, die zuhause kaum richtig erlernbar war. Als Institution war der Welschlandaufenthalt so selbstverständlich geworden, dass er die offizielle Einführung des Französischunterrichtes in den städtischen Schulen Berns erst im 19. Jahrhundert als sinnvoll erscheinen liess. Zuvor behalf man sich auch etwa mit dem Mittel des Tausches: Zwischen Bern und der Waadt wurden häufig Studenten zum Zweck der Sprachausbildung ausgetauscht. Die frühe Tauschpraxis ist auch deshalb von Belang, weil sie bereits Schüler nicht-patrizischer Herkunft einschloss und in neuen Formen bis heute überlebt hat, wie wir noch sehen werden.

Im bernischen Patriziat des 17. und besonders des 18. Jahrhunderts, zusätzlich von starken Französisierungstendenzen geprägt, hatten sich ausserhäusliche Erziehungsaufenthalte und Reisen schon lange zur Standesnorm entwickelt: «Il est établi qu'un Jeune homme, lors qu'il a atteint un certain âge, sorte de son Pais [...]. De manière ou d'autre, la Coutume veut qu'un Jeune homme sorte de chez soi, qu'il disparaisse pour quelque tems & voie le monde», wie Beat von Muralt in seinen «Lettres» 1728 einmal festhielt (von Muralt 1933: 300, 301). Im Vordergrund stand das grosse Vorbild Frankreich. Im »Goldenen Zeitalter« Berns (1750–1780) liess es jeden Kontakt mit der höher eingestuftem Gesellschaft als ge-

winnbringend erscheinen, sei es durch Luxusreisen, Kriegsdienste oder Erziehungsaufenthalte. Neben der französischen Sprache erwarb sich der junge Patrizier hier weltmännischen Schliff, feine Umgangsformen, ständische Geselligkeit und die Spielkunst. Oft ging es den jungen Leuten nur darum, von Bern wegzukommen und die lange Wartezeit bis zur Erreichung des vorgeschriebenen Eintrittsalters für den Rat mit luxusgeprägtem Müsiggang in der Fremde zu überbrücken.

Allerdings blieben die Werte der Fremdkultur als Erziehungs- und Bildungsmittel und der französische Lebensstil in Bern nicht unangefochten. Zeitgenössische und ausländische Kritiker rügten den damit einhergehenden Sittenzerfall, modisches Gebahren, Verweichlichung und Bildungsfeindlichkeit als tiefgreifende Entfremdung einheimischer Lebensart. Der Oberschichtliche Gebrauchswert der französischen Sprache nahm indessen auch in der übrigen Deutschschweiz an Bedeutung ständig zu. Das galt nach dem Patriziat bald auch für die hierin nachziehenden bürgerlichen Schichten. Die »Helvetische Gesellschaft« empfahl 1769, Bildungsreisen und Erziehungsaufenthalte inskünftig möglichst innerhalb der eigenen Landesgrenzen, also nicht mehr in Frankreich zu absolvieren.

Lausanne und einige bevorzugte Städtchen und Orte am Genfersee entwickelten sich im ausgehenden 18. Jahrhundert zu bedeutsamen Gesellschafts- und Erziehungsorten. Hier traf sich der europäische Adel, hier begegnete man sich in intellektuellen und künstlerischen Gesellschaftszirkeln, hier entstanden aber auch Pensionen und Erziehungsanstalten, in denen feine Manieren, die elegante französische Sprache und eine weltmännische Umgangs- und Geschmackskultur vermittelt wurden.

Im Umfeld Oberschichtlicher Gesellschaftsgewohnheiten und Lebensstile beobachten wir erste Vorboten einer bildungsgeschichtlichen Entwicklung, die man auf den Nenner einer hier einsetzenden »Bildungsindustrie« bringen kann. Dass die immer zahlreicher werdenden Privatpensionen und Erziehungsanstalten sich an den frühtouristischen Orten der Westschweiz ausbreiteten, ist ein erstes Merkmal. Ein zweites ergibt sich durch die Tatsache,

dass nunmehr auch Töchter aus besseren Kreisen zu Erziehungszwecken ins Welschland geschickt wurden, vorerst zu Verwandten, später in Pensionen.

Die geschlechtsspezifische Erweiterung des Erziehungsgangs markiert ein neues Strukturelement: Während früher Eltern, Hauslehrer, »Lehrgotten« und Gouvernanten Erziehungsleistungen übernahmen, wechselten diese nun an Privatpersonen in spezialisierten Pensionaten und Instituten im Welschland. Der Erziehungsabschluss wurde ausgelagert und in ausserhäuslichem Rahmen unter anderen Bedingungen vollzogen. Eine eigene pädagogische Diskussion um Fehlleistungen und Auswüchse im Pensionatswesen setzte ein, ohne die stark ansteigende Nachfrage aufzuhalten. Das privaterzieherische Angebot verzeichnete in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts den stärksten Aufschwung, nicht zuletzt in ökonomischer Sicht und ist zweifellos auch als Antwort auf die Bildungsinteressen bürgerlicher Schichten aus der Deutschschweiz und dem Ausland zu verstehen. Zwischen 1855 und 1900 stieg die Zahl offiziell registrierter Pensionate allein in Lausanne von 10 auf 151, bei einem Angebot von nicht weniger als 433 Erziehungsinstituten in der ganzen Westschweiz. Der Vorgang zog sich noch bis ins 20. Jahrhundert hinein. Später wurden kostengünstigere Sprachinstitute und Hauswirtschaftsschulen (auch in katholischen Gebieten) eröffnet, zu denen allmählich auch Vertreter nicht gehobener Schichten Zugang hatten.

Im Schlagwort der »Welschlandgängerei« (Brändli 1902) um die Jahrhundertwende drückt sich etwas von dieser strukturellen Angebotserweiterung aus, doch kommt ein letzter Trend hinzu, – aus volkskundlicher Sicht die interessanteste Etappe im bisher dargestellten Überblick. Ab 1870/80 vermehren sich die Hinweise darauf, dass auch Kinder einfacher Deutschschweizerfamilien, vor allem aus bäuerlichen Gegenden, ins Welschland geschickt wurden. Als Dienstboten, Melker, Ausläufer, Haushalthilfen und Volontärinnen fanden sie Arbeit auf Bauernhöfen, in städtischen Familien, in Kleinbetrieben sowie im Gastgewerbe.

Anders gesagt: Eine neue Aufenthaltsmo-

dalität – das populäre »Welschlandjahr« – breitete sich sozial und regional rasch aus. Als eine Art »Massenerscheinung« bestimmte seine Popularität einen eigenen Stellenmarkt für halberwachsene, billige Arbeitskräfte, denen ein Milieuwechsel ebenfalls Gelegenheit gab, Französisch zu lernen. Hierbei ist stets zu bedenken, dass sich die französische Sprache als Schulfach damals zu etablieren begann und in einer Reihe neuer Berufe (Handel, Verkehr, Gastgewerbe, usw.) zu einem wünschbaren Ausbildungselement geworden war.

Zahlen über die »Welschlandgängerei« um die Jahrhundertwende sucht man vergeblich, aber die Tatsache, dass sich zahlreiche gemeinnützige und kirchliche Vereinigungen und Fürsorgestellen in die »Welschlandfrage« eingeschaltet haben, spricht für einen Trend. Ihnen allen lag und liegt daran, ausbeuterische Praktiken welscher Arbeitgeber und moralische Schädigungen von minderjährigen Deutschschweizern/innen zu bekämpfen, den Stellenmarkt zu regulieren und schliesslich Betreuungs- und Fürsorgefunktionen selbst zu übernehmen bzw. den Welschlandgängesinnen besonders in den grösseren Städten auch kirchlich-gemeinschaftliche Freizeitangebote zu vermitteln.

Eine eigene Broschüren- und Ratgeberliteratur widerspiegelt seit Jahrzehnten Impulse und Warnsignale engagierter Stellenvermittler/innen, die sich Jahr für Jahr mit der Frage neuer Plazierungen beschäftigen. Die Zahl der Welschlandgängerinnen ist gegenwärtig rückläufig. Dies hat nicht nur mit demographischen Entwicklungen (geburtenschwache Jahrgänge) und den Wirkungen einer in den Massenmedien zwischen 1978 und 1982 ausgetragenen »Anti-Welschlandjahr-Kampagne« (Gyr 1982) zu tun, sondern auch mit einem günstigeren Lehrstellenmarkt, der Überbrückungsstrategien in vielen Fällen nicht mehr nötig macht.

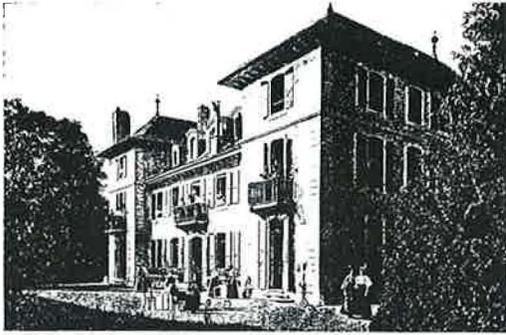
In seiner allgemeinsten Form, so kann man die Varietät der Aufenthaltstypen zusammenfassen, beschreibt der Popularisierungsvorgang einen bildungs- und erziehungsgeschichtlichen »Absinkprozess«, ein »sinkendes Kulturgut«, jedoch ohne Naumannsche Konnotation (Wiegmann, Zender, Heilfurth 1977:

29f., 51f.). Über einen bedeutsamen westschweizerischen Bildungstourismus empfängt der Welschlandaufenthalt als Institution starke Impulse und gibt diese mit der Zeit zunehmend sozial nach unten ab: Den Erziehungsanstalten und Pensionaten folgen einerseits spezialisierte Hauswirtschaftsschulen und Sprachinstitute, andererseits übernehmen auch welsche Privathaushaltungen alltagsbezogene Sprachvermittlung. Hier kommt es, wie zu zeigen bleibt, zur Rezeption und Umformung früherer Bildungsideale. Als Motor und dynamisches Prinzip wirkt die traditionelle Vorstellung vom Kontakt mit dem höherwertig eingestuften Gesellschaftsideal Frankreich (Kultur, Lebensstile, Sprache) noch immer nach. Wo es zu funktionalen Verschiebungen früherer Aufenthaltsmotive kommt, lässt das kulturelle Nachhinken an das von William Ogburn entwickelte Konzept des "cultural lag" denken (Ogburn 1972).

Am Kultur- und Fremdkontakt, nunmehr stärker in französischsprachige Landesteile der Schweiz verlegt, wird entscheidend, dass alle Formen von Milieuwechsel eine Verfeinerung und Erweiterung der jeweiligen Lebensform versprechen und dem Individuum identitätsbildende Erfahrungsermente abgeben. Sie sind im Lebenslauf von grosser Bedeutung, weil sie in der eigenen Gesellschaft in dieser Form als nicht erwerbbar gelten.

Auf der Ebene lebensgeschichtlich-individueller Wahrnehmung und Verarbeitung lässt sich dieser Vorgang in ober- und unterschichtlichen Aufenthaltsmustern belegen und differenzieren. Erklärungen, welche mögliche Motive des Milieuwechsels aus der Sozialstruktur ableiten und mit Konzepten im »Karriere«- und »Lebenszyklus-Ansatz« (Albrecht 1972: 120f.; Soziologie des Lebenslaufs 1978) zusammenführen, drängen sich auf. Wenn Lebenszyklus jene kontinuierliche Folge von Lebensphasen meint, »die die gesamte Lebensdauer (bestimmt als Summe der durchlebten Jahre von der Geburt bis zum Tod) umspannt und dabei gleichzeitig alle mit dem Individuum verknüpften demographischen und auf es einwirkenden sozialen Ereignisse einschliesst« (Friedrichs und Kampe 1978: 176), so gehören Erziehungs- und Schulabschlüsse, Familienab-

COLLÈGE PESTALOZZI



PENSIONNAT DE JEUNES DEMOISELLES

LAUSANNE CHATEAU DE VIDY LAUSANNE

am Genfersee.



Pensionatsprospekt »Collège Pestalozzi« (Lausanne, ca. 1920).

lösung, Berufsvorbereitung und Milieuwechsel als Übergangsmuster mit Sicherheit dazu. Die Frage bleibt, wie sozio-historische Konstellationen den Vorgang schichtspezifisch regulieren bzw. kulturell füllen.

Milieuwechsel als lebensgeschichtliche Fix- und Wendepunkte – sie zeigen durchwegs an, dass der Übergang zu einem nicht austauschbaren Zeitpunkt erfolgt und zum einmaligen Durchgang ins Erwachsenenalter wird. So vernennen wir vom angehenden Fernhandelskaufmann Ludwig von Diesbach (1400–1451), er sei »ehrlich und wol von seinen elteren uff-erzogen worden und alls er anffyeng zu erwachsen, wardt er in welsche landt geschickt die sprach zu lehren [...]« (Ammann 1928: 8*). Im Praktikum ging es darum, die Kinderschuhe endgültig abzulegen, um als gestandener reifer Mann aus der Fremde zurückkehren zu können. Demgegenüber durchlief der junge Adelige alle Stationen einer ständischen Hofdiensterziehung, um schliesslich in die Erwachsenenwelt aufgenommen zu werden.

Durchaus ähnlich gestaltete sich auch der ausserhäusliche Erziehungsabschnitt für viele Patrizier, wie der Berner Samuel von Werdt von Toffen in seiner Autobiographie 1785 exemplarisch dazu ausführte. Er hielt sich zur Offiziersausbildung in Paris auf und beschreibt seine Aufnahme in die feinen Gesellschaftskreise und »Frauenzimmergesellschaften« zutreffend als »Eintritt in die Welt«: Einführung in die »science du monde« und gleichzeitiger Erziehungsabschluss in der »société du bon ton«, die ihm die erwartete Gesellschaftsfähigkeit vermittelte (Werdt von Toffen 1785: 15f.). Ein anderer Patrizier, Karl Ludwig Stettler (1773–1842), beurteilte seinen Welschlandaufenthalt im Rückblick wörtlich als »Versetzung auf die neue Lebensbahn.« Mit dem zurückgelegten 16ten Jahre war ich aus dem Knabenalter ins Jünglingsalter eingetreten. Dieser Übergang hatte auch durch den Aufenthalt in Neuenburg (in der Pension des Prof. Meuron), und jetzt noch merkbarer in Bern eine zimliche Veränderung in meinem ganzen Wesen zur Folge gehabt, die sich vornehmlich in vermehrter Regsamkeit und Lebendigkeit meines Geistes und Körpers äusserte« (Aus den Erinnerungen Karl Ludwig Stettlers 1915: 161, 162).

Was hier anklingt, charakterisiert zur gleichen Zeit bereits auch die weibliche Gesellschaftserziehung in Pensionaten, wie ein Beispiel belegt: »Ich befand mich auf der Schwelle zum Leben und war den Berechnungen der Begehrlichkeit, den Gefahren der Schmeichelei und der Vergnügungssucht ausgesetzt, ohne einen Führer oder einen Freund zu besitzen, der mich verteidigt und beschützt hätte [...] Nach dreijährigem Aufenthalt sollte ich alles wissen und gleichzeitig perfekt erzogen sein« (von Effinger-von Wildegg 1951: 16, 14). Als typische Aufwandnorm verbreitete sich die Pensionatserziehung am stärksten im Laufe des 19. Jahrhunderts und wurde zur klassischen Ausbildungsetappe höherer Töchter. Im welschen Pensionat hatten diese eine tiefgreifende »Metamorphose« (Blosser, Gerster 1985: 184f.) zu durchlaufen: Kleider- und Frisurenwechsel sowie entsprechende Accessoires symbolisierten die Wandlung nach aussen, während das Erziehungsprogramm darauf an-

gelegt war, ihnen kindliche Keckheit, Backfischallüren und charakterliche Unausgegrenztheiten zu nehmen und an deren Stelle Allgemeinwissen, Sprachkenntnisse, musisch-ästhetische Orientierung, feine Manieren, Umgangsformen sowie weibliche Handfertigkeiten und leichtere Sportarten zu vermitteln. Verliess das Mädchen das Pensionat und kehrte nach Hause zurück, »so war äusserlich der Übergang vom heranwachsenden Mädchen zur jungen Dame vollzogen. Wir sehen aus alten Briefen, dass man dann in Basel erwartete, mit der Rückkehr der Tochter eine vollendete, gewandte junge Dame ins Haus zu bekommen« (Von der Mühl 1969: 144).

Was die Aufenthalte von Haushalthilfen und Volontärinnen unterschiedlicher Herkunftsmilieus betrifft, wird ihr Übergang zunächst als Aufbruch, als »Flug« oder als »Schritt« ins Welschland wahrgenommen und ebenfalls lebensgeschichtlich eingeordnet. Ein Milieuwechsel ist bezeichnenderweise erst dann gegeben, wenn die Mädchen »flügge« werden, das heisst nach Abschluss der obligatorischen Schulpflicht, in der Regel nach der Konfirmation und vor der Berufslehre. »Es kam der Tag, wo mich Vater ins Welschland brachte, nach La Brévine. Es war Frühling 1917. Etwas Neues begann«, wie eine Volontärin im Rückblick festhält (Lebzeiten 1982: 172).

Spontan begründen die meisten Mädchen ihren Milieuwechsel motivlich mit dem Spracherwerb, um den Beruhsanforderungen zahlreicher Berufslehren (z.B. Verkehrs- und Postwesen, Spital- und Pflegeberufe und Gastgewerbe) zu genügen. Gemäss dem sozialwissenschaftlichen »Karrieren-Ansatz« (Albrecht 1972: 122f.) verbindet dieses klassische Bildungsmotiv horizontale und vertikale Mobilität: Der Sprachbesitz bietet Aufstiegschancen durch Statuszuwachs und Prestige und bildet in diesem Sinn ein kulturell erworbenes Kapital mit Distinktionswert (Bourdieu 1982: 143f.). Die historische Entwicklung hat gezeigt, dass nach Adel und Patriziat, Grossbürgern, Kaufleuten und Handwerkern nunmehr alle Schichten, insbesondere auch bäuerliche, daran partizipieren, doch darf man anderes nicht übersehen.

Auch beim populären Welschlandjahr domi-

niert die Vorstellung eines wichtigen Lebensabschnittes für die jungen Deutschschweizer/innen, – es »soll ihre Erziehung fortsetzen und sie zur innern Reife bringen, soll ihren Charakter beeinflussen, festigen und formen. [...] Das ‚fremde Brot essen‘, das Arbeiten in geordneten Verhältnissen, – allerdings in einer fremden Umgebung, – formt unsere Kinder zu selbständig denkenden und handelnden Menschen« (Ritter 1961: 18). Wenn der Erwerb der französischen Sprache hier fehlt, darf dies nicht überraschen. Es ist ein Indiz dafür, dass dem Aufenthalt auch andere Werte zugeschrieben werden, die oft vor der Sprache rangieren. Bei Welschlandmädchen unserer Zeit gaben 90,2% der Probandinnen an, hinsichtlich persönlicher Entwicklung, Reife und Selbständigkeit am meisten profitiert zu haben.³

Der Befund ist signifikant: Er verweist darauf, dass populärschichtliche Vorstellungen den Welschlandaufenthalt nicht in erster Linie nur als Sprachaufenthalt verstehen, sondern auch dessen kontextuale Erwerbsbedingungen bewerten und in ein lebensgeschichtliches Ganzheitserlebnis einordnen. Zum »capital culturel« gehören insbesondere alle im fremdkulturellen Milieu durchgestandenen Orientierungs-, Selbstbehauptungs- und Bewährungsleistungen. Welschlandaufenthalterinnen durchlaufen so gesehen eine wertbesetzte Statuspassage: Deren Bedeutung wird nach innen ablesbar am individuell erfahrbaren Persönlichkeitsgewinn, nach aussen am dadurch erreichten Sozialprestige. Der Reifeprozess, um den es geht, schliesst etwas ab und öffnet Neues. Die Statuspassage lässt schichtspezifische Auslegungen zwar erkennen, Erziehungsabschluss und Bildungserweiterung, welcher Art auch immer, verschmelzen sich jedoch stets.

Dass der Anforderungsdruck unterschiedlich stark sein kann und entsprechende »Bewältigungsstrategien« auch eine Frage der kulturellen Distanz zur Herkunftsgesellschaft sind, liegt auf der Hand. Es wurde bereits angedeutet, dass man angehende Kaufleute, junge Patrizier, aufsteigende Politiker, Studenten, Handwerker und Gesellen in die Fremde schickte, damit sie etwas »von der Welt« sehen, Wissen holen, Erfahrungen sam-

meln und sich mit den Eigenheiten und Lebensstilen anderer Milieus auseinandersetzen sollten. So hatten mittel- und spätmittelalterliche Studenten auch ausserhalb der eigentlichen Ausbildung viel zu lernen. Waren sie »Kostgänger«, hatten sie sich nicht nur den Zuchtregeln zu fügen, sondern sich in den jeweiligen Lebens- und Lehrgemeinschaften auch zu integrieren. Von den jungen Patriziern, zukünftigen Regenten und Offizieren erwartete man, dass sie mit standesüblicher Weltläufigkeit und beruflichem Rüstzeug zurückkehrten. Darüber hinaus hatten sie aber auch nachzuweisen, in der Fremde einen moralisch akzeptierbaren Lebenswandel geführt zu haben. Von lebensgeschichtlichen Bewährungsproben zeugen sodann autobiographische Dokumente und Tagebücher ehemaliger Pensionatstöchter. Im intimeren Rahmen eines Erziehungsghettos gehörten Charakterreifung und Persönlichkeitsentwicklung Gleichsam zum Programm. Innerhalb zeitbeschränkter »Schicksalsgemeinschaften« bestimmten Heimweh, Konkurrenzdruck, Eifersucht, Liebe und Hass ein Umfeld zahlreicher Herausforderungen, mit denen die Pensionärinnen sich individuell und in Gruppen von Gleichaltrigen auseinandersetzen mussten. Wenn daraus sehr häufig Freundschaften und Beziehungen fürs Leben resultierten, so kann man ermesen, welche Wirkungen von dieser Statuspassage im Übergangsalter ausgehen können.

Augenfällige Übereinstimmungen zeichnen sich in der Vorstellungswelt unterschichtlicher Bewertungen vom Welschlandjahr ab. Bei Dienstboten, Volontärinnen und Haushaltshilfen vollzieht sich der alterstypische Übergang in einer anderssprachigen »Ersatzfamilie« unterschiedlich. Je nach Art und Intensität jener Erziehungs- und Betreuungsleistungen, die auf deutschschweizerischer Seite allgemein erwartet werden, verhilft der »Familienanschluss« dem Mädchen zur Selbständigkeit, oder aber er blockiert die persönliche Reifentwicklung. Entgegen üblicher Meinungen erweist sich nicht die fremde Sprache als Hauptproblem – die grösste Herausforderung stellt sich für die junge Deutschschweizerin vielmehr dadurch, dass sie sich im anderen

Sozialmilieu orientieren und allein zurechtfinden muss, wenn sie im interkulturellen Alltag einigermaßen »überleben« will.

Um ebendiese Lehrzeit als Bewährungsprobe geht es. Das Insgesamt an Anpassungsleistungen bestimmt nach traditioneller Auffassung den substantiellen Gehalt des Milieuwechsels, so dass man das »Welschlandjahr« als populärschichtliche Variante einer ausserhäuslichen Lehrzeit definieren muss. Die Reifeprobe, deren curriculare Wirkung den Aufenthalt überdauert, gilt dann als bestanden, wenn das Mädchen die spezifischen Schwierigkeiten, Kommunikationsbarrieren und zwischenmenschlichen Konflikte des neuen Milieus annimmt, zunächst unabhängig davon, wie dies geschieht und zu welchem Resultat dies führt. Wer den Aufenthalt frühzeitig abbricht, das heisst dem (oft sehr grossen) psychischen Anforderungsdruck nicht standhält, ist gewissermassen »stigmatisiert« weil er nicht wirklich »fremdes Brot« gegessen und damit den Milieuwechsel nicht durchgestanden hat. Statistische Daten konvergieren mit diesem Befund: Die Quote der erfassbaren Stellenabbrüche lag 1987 lediglich bei 9,8%, jene von Stellenwechsel bei 13,2%, dürfte in Wirklichkeit jedoch etwas höher sein. Traditionelle Auffassungen vom Milieuwechsel haben Härte, Ausdauer, Resistenz und Stehvermögen zu Werten erhoben, die sich in entsprechenden Erziehungsideologien seit langem etabliert haben.

Warum gerade diese Lehrzeit soviel gilt, erklärt sich mit der Art der üblicherweise erwarteten Anpassungsleistungen. Sie sind bisweilen enorm und führen Mädchen nicht selten an die Grenzen der psycho-physischen Belastbarkeit. Barrieren stellen sich den Volontärinnen aus einfachen Herkunftsmilieus besonders dann, wenn sie vom Land in die Stadt, oft von der Grossfamilie in einen modernen Kleinhaushalt wechseln. Sie haben einen grossen Sprung in eine andere Sozialschicht zu machen, müssen vielleicht bald den ganzen Haushalt selbständig besorgen, Kinder nach anderen Erziehungsmethoden betreuen, andere Ernährungsgewohnheiten annehmen und zudem mit der neuen Sprach- und Freizeitsituation fertig werden.

Wie sie dies im einzelnen tun, mit welchen

typischen Strategien und Techniken sie ihren neuen Alltag durchschnittlich bewältigen lernen, bleibt wissenschaftlich im einzelnen noch zu klären. Aus den erwähnten Erhebungen bei modernen Welschlandmädchen zeichnen sich einige Merkmale aber immerhin ab. Verallgemeinern lässt sich, dass es beim Milieuwechsel nicht so sehr um Konflikte mit der fremden Kultur geht, sondern hauptsächlich um die Auseinandersetzung mit der neuen Situation – ein Stück Identitätssuche, die im Kontakt mit einem anderen Sozialmilieu in Gang kommt. Die Fremde wirkt als eine Art Katalysator, gleichsam als eine Kulisse, vor der Kontrasterfahrungen zustande kommen und häufig beschleunigt werden.

Beziehungsprobleme entstehen hauptsächlich in der Familie, ausgelöst etwa durch die Doppelrolle der »Madame« (Arbeitgeberin und mütterliche Betreuungsperson) einerseits, durch den Zustand der übergangstypischen Halbabhängigkeit des Mädchens andererseits, welches diese vorerst braucht, später überwinden will. Verglichen mit möglichen kommunikativen Behinderungen, Missverständnissen und interethnischen Vorurteilen (Gyr 1981: 141f.) scheint das Sprachproblem eher sekundär. Im Alltag stehen Rollenkonflikte, Machtstrategien, verdeckter Arbeitswiderstand und schliesslich auch Resignation im Vordergrund. Zweitens lässt sich erkennen, dass ein nicht geringer Anteil üblicher Alltagsprobleme zunehmend ausserhalb der Bezugsfamilie ausgetragen wird: 65,9% der «Jeunes filles», wie die Welschlandmädchen auch genannt werden, verbringen ihre Freizeit untereinander. In den Städten finden sie sich an beliebten Treffpunkten für Deutschschweizer (Jugendzentren, Restaurants, Cafés, Discotheken u.a.m.), telefonieren regelmässig mit Eltern und Freunden oder fahren in kurzen Abständen immer häufiger über das Wochenende nach Hause: 44,3% taten dies 1987 einmal pro Monat, 23,7% alle zwei Monate.

Das ist ein Indiz dafür, dass die ohnehin geringe Berührung mit der fremden Kultur regelmässig durchbrochen wird und in der Regel über selektive Wahrnehmungen nicht hinauskommt. Was sich damit andeutet, widerspricht der Vorstellung der Bewährungsprobe aber

ELSA M. HINZELMANN

Gabys Welschlandjahr



Jungmädchenliteratur: Gabys Welschlandjahr, Zürich 1954.

nicht, – es geht noch immer um die Bewältigung der neuen Situation, nur werden Arbeitsdruck, Sprachbarrieren, Isolation und psychische Belastungen in veränderten Lösungsmustern aufgefangen. Viele Mädchen entwickeln im Alltag mechanisches Anpassungsverhalten und Resignation, weil sie nicht ausbrechen können oder wollen, die Möglichkeit und Grenzen der ihnen zugewiesenen Rolle persönlich aber durchschaut haben (Gyr 1988b: 620). So entsteht nicht selten eine Art Mimikry: ein konfliktvermeidendes Schutzverhalten auf Zeit, aber ohne innere Überzeugung. Die Anzeichen sprechen dafür, dass der Prozess der Persönlichkeitsentwicklung dadurch nicht behindert, vermutlich eher gefördert wird, um an jene Mädchen zu erinnern, die die Erfahrung individuell erlebter Selbstständigkeit und Reife in 90,2% empirisch bezeugt haben. Die Zustimmung der Probandinnen zum Milieuwechsel ist aufschlussreich: 64,5% der befragten Mädchen würden das Welschlandjahr auch ein zweites Mal machen;

Das wird Dich interessieren !

Tips für Volontärinnen im fremden Sprachgebiet



Tips für moderne Welschlandmädchen (Merkblatt, Bund Schweizerischer Frauenorganisationen 1980).

59,9% geben an, mit dem Fremdaufenthalt »sehr zufrieden«, 29,3% »einigermassen zufrieden« gewesen zu sein. Den Kontakt mit der welschen Arbeitgeberfamilie möchten 80,5% aller Mädchen nach der Rückkehr in die Deutschschweiz weiterhin aufrecht erhalten.

Der individuelle Reifeprozess ist ein zentrales Merkmal der ausserhäuslichen Lehrzeit. Sie zielt auf innerpsychische Vorgänge als Teil einer umfassenden Identitätsbildung, die erste Schritte in Richtung Erwachsenenstatus möglich macht. Die persönlichkeitsfördernde (bzw. im umgekehrten Fall die persönlichkeithemmende) Grunderfahrung ist allerdings nur ein

Teil des in der Fremde erworbenen «capital culturel»: Wissen, Fertigkeiten, Kommunikations- und Horizonterweiterung gehören ebenso dazu, wobei nicht einmal in erster Linie an die Sprache zu denken ist. »Es war die Ausbildung für Mädchen«, schreibt eine 70jährige Bäuerin im Rückblick, »man lernte haushalten, Französisch, einmal von zu Hause weg und musste fremdes Brot essen. Nur die ärmeren Mädchen mussten im Welschland Geld verdienen. An den besseren Stellen verdiente man nichts, dafür durfte man mit der Familie am Tisch, statt als Dienstmädchen in der Küche essen« (Zitat in Fröhlich 1980: 25).

Hinweise auf kleine qualitative Unterschiede, wie sie viele Dienstboten und Volontärinnen im Umgang mit ihrer »Herrschaft« aus einem sozial höher gestellten Gesellschaftsmilieu wahrgenommen haben, klingen an. Die Arbeitsleistung wurde nicht nur mit Lohn entschädigt, sondern auch mit anderen Entschädigungen abgegolten. Im besten Fall konnte dies bis zu persönlichem Einbezug der Volontärin in das Aufnahmemilieu führen, das heisst zu einer Kulturberührung, die distinktives Prestige abwarf. Von vielen Volontärinnen um die Jahrhundertwende wissen wir, dass sie stolz waren, ins Welschland fahren zu dürfen, nachdem sie sich ihr Reisegeld zuvor selbst hatten verdienen müssen.

Der Aufenthalt wurde hier vor allem mit dem gewinnbringenden Direktkontakt mit einer höheren Schicht und einer feineren Lebensweise in Verbindung gebracht, oft auch mit Geschenken, kleinen Aufmerksamkeiten und emotionalen Zuwendungen verstärkt. »Potztausend!«, erinnert sich zum Beispiel eine ehemalige Serviertochter (nachdem sie von ihrer Arbeitgeberin ein Kleid geschenkt bekommen hatte), »die werden schauen, wenn ich so nobel heimkomme; in diesem ‚grün‘ sehe ich ja aus wie ein Pensionsfräulein, hm! mir sieht kein Mensch mehr das Fabrikmädchen an. Von Madame bekam ich ein unerwartet gutes Zeugnis. Sie empfahl mich als eine ‚gut erzogene, moralisch hochstehende, willige und fleissige Tochter‘« (Rüegg 1920: 40).

Ausgewählte Lebensläufe markieren nicht nur aufkommende Aufstiegsaspirationen, sondern zeigen auch entsprechende Karrierenmu-

ster. Ihren »Weg vom einfachen Zimmermädchen bis zur General-Gouvernante« beschreibt eine ehemalige Volontärin so: »Durch die zahlreichen Besuche sowie die Empfangsabende, die meine Herrschaft veranstaltete, kam ich in Berührung mit dem feinen Publikum und konnte mich so in Sprache und Verhalten im Verkehr mit den Gästen ausbilden« (Weisser-Metzener 1930: 18).

Natürlich verlaufen nicht alle Welschlandaufenthalte auf diese Weise, aber das Moment partieller Partizipation an anderen Lebensstilen charakterisiert sie augenfällig. Der jeweilige persönliche Gewinn ist abhängig von der Art und Intensität des Direktkontaktes. Er hinterlässt selbst dort Wirkungen, wo er sich auf eine schwache Wahrnehmung von Teilen der fremden Kultur reduziert. Das »capital culturel« schlägt sich nieder in individueller Wissens- und Horizonsweiterung, Bewusstseinsveränderung und Verfeinerung der eigenen Lebensweise. Neben der Sprache zählen dazu auch etwa die Übernahme anderer Konsumgewohnheiten (Essen, Trinken, Rezepte), andere Umgangsformen (Anstandsregeln, Höflichkeit) sowie Veränderungen im äusseren Erscheinungsbild (Kleider, Mode, Schmuck, Frisuren), um nur diese zu erwähnen. Wie weit die Übernahme von Teilen des bürgerlich-städtischen Verhaltenskodexes bei bäuerlichen Welschlandmädchen im ausgehenden 19. Jahrhundert tatsächlich reichte (Heintz und Honegger 1984: 12), ist im einzelnen nicht geklärt.

Verallgemeinern darf man, dass wir es beim populären Welschlandjahr ebenfalls mit einer schichtspezifischen Statuspassage zu tun haben, die dem einzelnen ein eigenes Erfahrungspotential vermittelt, mit dem er sich in der Herkunftsgesellschaft von anderen Gleichaltrigen unterscheiden kann. Dies gilt nun keineswegs nur für Welschlandaufenthalte, denen berufliche Karrierenschritte folgen, sondern hauptsächlich für den Durchschnittsfall. Im Mittelpunkt steht die Erfüllung der Option »Welschlandaufenthalt« im Sinne einer einmaligen ausserhäuslichen Lehrzeit: Eine ganzheitlich wirkende »Lektion fürs Leben« also, die den alterstypischen Übergang ins Erwachsenenalter durch traditionelle Werte und Er-

wartungen reguliert, jedoch ständig mit neuen und zeittypischen Formen und Funktionen ausstattet. Reifeprobe durch Bewährung, Sprachausbildung, »Krisenmanagement«, Ablösung aus dem Elternhaus, Berufsvorbereitung und Berufsfindung, Abwarten einer vorgegebenen Altersgrenze, intrafamiliäre Konfliktvermeidung sowie Distanzsuche und Notlösungen aller Art lassen sich als Motive analytisch ausmachen, wenngleich sie sich in der Wirklichkeit oft vermischen.

Bei näherer Betrachtung der bisher dargestellten Welschlandaufenthalte fällt ein Formprinzip besonders auf: der Tauschmodus. Dabei handelt es sich um ein Strukturmuster, mit dem interkulturelle Kontakte institutionalisiert wurden. Ihm gebührt Beachtung, weil es sich über Jahrhunderte verfolgen lässt und sich in vielen schichtspezifischen Aufenthaltsmodalitäten mit funktionalen Übereinstimmungen etabliert hat. Ein frühes Beispiel liefert etwa Felix Platter, der selbst berichtet, dass er – wie damals üblich – 1552 als »Tausch« zu Studienzwecken nach Montpellier geschickt wurde (Platter 1976: 127f.). Die Tatsache, dass der Tauschmodus seit dem frühen 17. Jahrhundert und besonders im Laufe des 18. Jahrhunderts auch in Schulordnungen vermehrt erwähnt wird, erhärtet die Annahme, dass es in Aarau und Bern »bereits um diese Zeit (und wohl auch schon vorher) Sitte war, Kinder (es scheint sich vorläufig nur um Knaben gehandelt zu haben), wegen der Spracherlernung mit dem Welschlandlande auszutauschen« (Reiman 1914: 61).

Dass der Tauschmodus keine singuläre Erscheinung blieb und sich ständig popularisierte, zeigen zahlreiche Reiseberichte ausländischer Beobachter: »Man ist in der Schweiz so sehr gewohnt«, schrieb Gottlob Küttner 1785, »die Kinder aus ihrer Vaterstadt zu schicken, dass selbst der Handwerker, der nicht das Geld hat, sein Kind in eine Pension zu thun, einen Tausch macht. Die Handwerker in Basel z.B. schicken ihre Kinder an einen Handwerker in der französischen Schweiz, und dieser schickt sein Kind dagegen nach Basel« (Küttner 1785/86: 2. Theil, 285). Verschiedene Anzeichen sprechen dafür, dass sich der Tausch als beliebtes Regulativ im 19. Jahrhundert nicht

zuletzt aus ökonomischen Gründen (teure Pensionate) stärker durchsetzte. Ein Basler Rektorbericht über die »Austauschung von Knaben« aus dem Jahre 1822 macht deutlich, dass das Tauschverfahren offenbar bereits auf schulischer Ebene praktiziert wurde (Hanhart 1822). In Basel (und zuvor in Aarau) wurden die »welschen Täusche« teilweise in eigenen Klassen zusammengefasst, während Einzelfamilien bäuerlicher wie städtischer Herkunft entsprechende Kostplätze über Zeitungsinserate suchten und vermittelten. Ein Fremdenführer über Lausanne vermerkte 1858, es komme häufig vor, «qu'en vue d'apprendre la langue, il se fait des échanges de jeunes gens entre familles de la Suisse allemande et de la Suisse française, sans que celles-ci aient eu antérieurement des relations réciproques» (Quelques renseignements 1858: 24).

Um die Jahrhundertwende galt der Tausch als ein weitverbreitetes Plazierungsmittel für Sprachaufenthalte auch nicht gehobener Gesellschaftskreise. Dem sich verschiedentlich in der Schweiz aufhaltenden Anarchisten Peter Kropotkin war jedenfalls aufgefallen, »dass eine grosse Zahl Gegenseitigkeitsbräuche und Sitten noch in der Schweiz bestehen. [...] die Gewohnheit, Kinder unter verschiedenen Kantonen auszutauschen, damit sie zwei Sprachen, französisch und deutsch, lernen usw. – all das ist weitverbreitete Sitte« (Kropotkin 1975: 222). Die Entwicklung zeigt, dass zahlreiche Stellenvermittlungen den Tausch als Plazierungsmodalität zwar zurückdrängten – aber das Tauschprinzip hat in der Form des Klassentausches bis in unsere Zeit überlebt. Seit 1976 werden viele Mittelschüler und Lehrlinge zu kurzen Sprachaufhalten zwischen der Deutschschweiz und der Westschweiz klassenweise ausgetauscht (Jugendaustausch 1982).

Die Kropotkinsche Einordnung von Sprachaufhalten unter die »Gegenseitigkeitsbräuche« lässt fragen, ob sich ähnliche Erziehungs- und Ausbildungsgewohnheiten in anderen Ländern entwickelt haben. Ein Blick auf sie erweist, dass es wenig sinnvoll ist, den Welschlandaufenthalt als interkulturelles Kontaktmuster unter helvetischer Perspektive zu isolieren. Zwar bezieht der Welschlandaufenthalt

durch die Mehrsprachigkeit und die kulturelle Vielfalt des schweizerischen Binnenraums ein eigenes Profil, doch die Praxis ausserhäuslicher Erziehung ist ein europäisches Thema mit weit zurückreichender Tradition. Da sich strukturell verwandte Sinngebungen aufdecken lassen, ist es zulässig, deren Paradigmata einer allgemeinen Ethnographie der Übergänge zuzuordnen. Wenn es richtig ist, dass Lebensphasen, Altersstufen und Ausbildungsstappen gesellschaftsgeprägt sind und epochal variieren, bleibt zu beachten, wie der jeweilige Übergang zum Erwachsenenalter sozial markiert und kulturspezifisch gefüllt wird.

Dass das Prinzip ausserhäuslicher Erziehung im europäischen Mittel- und Spätmittelalter grosse Gültigkeit besass, hat Philippe Ariès in seiner »Geschichte der Kindheit« nachgewiesen (Ariès 1977), doch informieren darüber auch andere Forschungen. Der vielzitierte Erlebnisbericht eines Italieners über die Lieblosigkeit der Engländer kommentierte die Gewohnheit, Kinder zur Erziehung sehr früh wegzugeben, bereits im 16. Jahrhundert. Darnach gab man Söhne und Töchter zu strengem Erziehungsdienst als Lehrlinge in andere Häuser, »und während dieser Zeit verrichten sie die allerniedrigsten Dienste. Wenige, die geboren werden, entgehen diesem Schicksal; denn jeder, mag er auch noch so reich sein, schickt seine Kinder in die Häuser von anderen, während er selbst umschichtig die von Fremden bei sich aufnimmt. Nach dem Grund für diese Härte befragt, sagen sie, es geschähe, damit ihre Kinder bessere Manieren lernen. Aber ich glaube, sie tun es nur, um all ihre Bequemlichkeiten allein zu geniessen und besser bedient zu werden, als sie es von ihren eigenen Kindern sein würden« (Zitat in Schücking 1964: 176, 177).

Das Weggeben der Kinder in fremde Familien zum Zweck der Erziehung galt hier als Norm, wurde in Skandinavien, auf den britischen Inseln und auf Island aber bereits früher praktiziert. Der Erziehungsbrauch ist unter dem Namen »fosterage« (to foster: ernähren, pflegen, aufziehen) bekannt und erziehungsgeschichtlich gut dokumentiert (Steinmetz 1928; Roeder 1910). Könige und Adelige wählten ihn gerne und suchten sich als Pflegeeltern

meist nahe Verwandte oder abhängige Leute aus, sei es für einen Freundschafts- und Gefälligkeitsdienst, sei es gegen Lohn. Dienstpraxis an mittelalterlichen Fürstenhöfen, Klosterzucht und Pflegekindschaft werden als üblichste Erscheinungsformen bezeichnet (Bühler 1962: 2f.). Auf die Verschmelzung einer ausserhäuslichen Dienst- und Lehrzeit stützt Ariès seine These ab, wonach sich Kinder- und Erwachsenenwelt in einem langgestreckten Übergangsprozess ständig vermischten. Man schickte seine Kinder »mit oder ohne Vertrag in eine andere Familie, damit sie dort wohnten und ihr Leben, das Leben eines Erwachsenen, begannen, oder die Manieren eines Ritters oder auch einen Beruf erlernten; ja, selbst dann, wenn sie zur Schule gehen und Kenntnisse in den klassischen Fächern der Lateinschule erwerben sollten, gab man sie in ein anderes Haus. Man hat in diesem Lehrverhältnis einen in allen Ständen verbreiteten Brauch zu sehen« (Ariès 1977: 506).

Die Frage, von welchen Grundvorstellungen sich diese Erziehungspraxis leiten liess, ist bildungsgeschichtlich nicht eindeutig geklärt. In Anlehnung an Schücking hält Günter Albrecht dafür, das Erziehungsprinzip baue darauf, »dass Eltern wegen der primären Gruppenbeziehung zu ihren Kindern nicht immer oder nur selten die besten ‚Lehrer‘ für die Kinder sind, da sie in dieser Funktion durch affektive Bindungen gehandikapt sind« (Albrecht 1972: 124), während Jürgen Zinnecker für die Auslagerung von Erziehung und Erziehungsabschluss im 19. Jahrhundert gesellschaftsbedingte Sozialisierungsschwächen der Familie und bürgerliche Geschlechterideologien verantwortlich macht (Zinnecker 1973: 71f.).

Wie stark das Erziehungsprinzip tatsächlich verbreitet war, ist schwierig abzuschätzen. Verbindungslinien führen in England kaum zufällig zur Gründung zahlreicher Colleges, Internate und Privatschulen, in denen die ausserhäusliche Erziehung institutionalisiert wurde. John Gillis hat in seiner »Geschichte der Jugend« aufgezeigt, dass die formelle und informelle Lehrzeit für Kinder in allen Ländern indessen noch bis ins 18. Jahrhundert weiter bestand, dass also die Schulbildung

nicht alle Gesellschaftsstände in der gleichen Weise erfasste (Gillis 1980: 23f.).

Der Adel blieb bei der Praxis, den eigenen Nachwuchs auf Höfe, in vornehme Häuser und auf Bildungsreisen (Grand Tour) zu schicken. Gleiches bleibt zu sagen für den Handwerkerstand, der die traditionelle Lehrzeit in der Fremde zur Berufs- und Standespflicht erhoben hatte: Die klassischen »Wanderjahre« (französisch: *le compagnonnage*) bilden das schichtspezifische Pendant einer umfassenden Reife- und Bewährungsprobe, mit einer europäisch verbreiteten Erziehungssymbolik (Wissel 1929/30; Krebs 1933; Barret, Gurgand 1980). Die Aufnahme in den Berufsstand setzte die Absolvierung einer anstrengenden Ausbildungsetappe und Übergangszeit mit zahlreichen Initiations- und Durchgangsriten voraus.

Wer die Wanderpflicht erfüllt, das heisst in der Fremde gewesen war, etwas gesehen und gelernt hatte, durfte zurückkehren, war gereift und gewandt, galt nun auch als heiratsfähig und konnte Meister werden. Der Nutzwert der Wanderzeit wurde hoch eingestuft, war umfassend und insbesondere persönlichkeitsbildend: »Die Kenntnis anderer Sprachen und anderer Arbeitsmethoden gaben damals und verschaffen heute noch den die Fremde aufsuchenden jungen Leuten neue Ideen und Begriffe, einen bessern Schriff und gewisse Selbständigkeit, einen scharfen Blick, eine grössere Fertigkeit und Gewandtheit im Verkehr. Wer am Boden haften bleibt, verliert jedes ehrliche Streben nach Weiterbildung. Aber in der Fremde lernt man über den Kirchturm der Heimat, über die Lehrwerkstätte hinaus ins Weite sehen und bei Vergleichung der politischen und wirtschaftlichen Zustände des Auslandes auch die der Heimat besser schätzen« (Krebs 1933, 69, 70).

Die Tauschpraxis klingt im oben erwähnten Erlebnisbericht (16. Jahrhundert) ebenfalls an und scheint als Brauch des "claiming kin" (eine Art Kindertausch in der Verwandtschaft) für Knaben und Mädchen im 17. und 18. Jahrhundert in England besonders beliebt gewesen zu sein. Entsprechende Belege existieren jedoch auch für andere Gebiete (Gillis 1980: 31, 32). Aus volkskundlich-ethnologischer Sicht

hat die Tauschpraxis zum Zweck von Sprach-erziehung und Kulturvermittlung bisher hauptsächlich in bäuerlichen Gesellschaften des ausgehenden 19. Jahrhunderts interessiert, wie noch zu zeigen bleibt.

Bertalan Andrásfalvy hat die Praxis von »Tauschkindern« in der Umgebung von Budapest zum Gegenstand einer Einzelstudie gemacht (Andrásfalvy 1978). Zwischen deutschsprachigen und ungarischen Dörfern im Budavidék (Ofner Bergland) bestanden zahlreiche Arbeitsbeziehungen und eine marktwirtschaftliche Situation, in der Zwischenhandel und Warenaustausch (z.B. Wein, Zierpflanzen, Obst, Milch, Getreide, Pilze, Heilkräuter, Vieh- und Pferdezucht) zweisprachig abgewickelt wurden. Dies führte in gemischtsprachigen Gebieten zu verschiedenen Methoden, die Sprache der Nachbarn zu erwerben. Bauernkinder beiderlei Geschlechts wurden seit den 1870er Jahren in ein anderssprachiges Dorf geschickt, zumeist über ein Tauschverfahren: Man steckte sie in eine Familie, mit der man bekannt war oder zu der marktwirtschaftliche Beziehungen bestanden. Dass die Nachfrage nach dem Kindertausch bei den deutschsprachigen Familien stärker war als umgekehrt, scheint auch damit zusammenzuhängen, dass die »Schwabens« kinderreichere Familien hatten. Das Interesse an dieser Art von Sprachausbildung bestand auf dieser Seite länger als bei den ungarischen Familien; sie nahmen Tauschkinder später auch gegen Kostgeld auf. Zum Erlernen der zweiten Sprache wurden deutsche Kinder auch als Tagelöhner für leichtere Arbeiten in ungarische Dörfer geschickt. Der Spracherwerb vollzog sich im Alltag durch Imitation – als »Sprachmeister« fungierte nicht die Schule, sondern die Familie und das Dorf (Andrásfalvy 1978: 306f.).

Dass der Kindertausch nicht nur in gemischtsprachigen Dörfern in der Umgebung von Budapest brauchmässig praktiziert wurde, hat Attila Paládi-Kovács mit Blick auf das historische Ungarn kürzlich nachgewiesen (Paládi-Kovács 1988). Zahlreiche und interessante Belege führen bis ins 16. Jahrhundert zurück und lassen Ausbildungstraditionen im gesamten Karpatenraum erkennen. Tauschbe-

ziehungen zum Zweck des Spracherwerbs bestanden zum Beispiel an der österreichisch-ungarischen Grenze (heutiges Burgenland), in vielen ethnisch gemischten Gebieten im Banat (Siebenbürger, Zipser Sachsen) und an der östlichen Peripherie der Grossen Ungarischen Tiefebene. Als Institution blieb der Kindertausch stets in das jeweilige kulturelle und wirtschaftliche Kontaktsystem eingebettet. Der Kindertausch etablierte sich zwischen ungarischen und deutschen, zwischen ungarischen und slowakischen sowie zwischen ungarischen und rumänischen Familien und spielte in wohlhabenden wie in ärmeren bäuerlichen Schichten. Auf die lebensgeschichtliche Bedeutsamkeit dieser Sozialisation verweist die Tatsache, dass viele Tauschkinder« am neuen Ort wie »Familienmitglieder« behandelt wurden, »und aus solchen Tauschkontakten wurden zumeist ‚Verwandtschaften‘ fürs Leben« (Paládi-Kovács 1988: 276).

Stärker auf die sozio-ökonomische Dimension und den Prozess der Kulturvermittlung ausgerichtet ist eine volkskundliche Monographie über »Kinder-Wechsel und Böhmisches Lernen«, die Helmut Paul Fielhauer 1978 vorgelegt hat. Er geht über eine ethnographische Beschreibung wesentlich hinaus und deutet das in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zum Untergang der Donaumonarchie funktionierende Tauschverfahren im Kontext der damaligen Produktionsverhältnisse. Ausgetauscht wurden deutschsprachige Kinder und Jugendliche aus dem ehemaligen Erzherzogtum Österreich unter der Enns (Niederösterreich) mit tschechisch- bzw. slowakischsprechenden Kindern und Jugendlichen aus Böhmen, Mähren und Oberungarn. Die »Wechselkinder«, mehrheitlich Schulentlassene, blieben oft bis zu zwei Jahren im benachbarten Sprachgebiet.

Auf der österreichischen Seite wurden hauptsächlich Kinder aus wohlhabenden Bauernfamilien und aus Kreisen von Handwerkern und Gewerbetreibenden weggeschickt. Sie sollten Böhmisches lernen, um später mit den Diensthofen und Saisonarbeitern besser verhandeln sowie mit Verkäufern gute Geschäfte abschliessen zu können. Die Böhmen umgekehrt waren daran interessiert, über solche

Kurzkontakte neben der Sprache die »deutsche Art« der Feldbestellung, der Hauswirtschaft und auch des Weinbaus zu erlernen, ganz abgesehen davon, dass sie in Niederösterreich auch mehr verdienten. Fielhauer folgert, dass sich der Kindertausch kaum zufällig im Grenzbezirk zweier Staaten und Sprachen entwickelt hatte, das heisst als Institution auf eine durch Klassengegensätze geprägte Marktwirtschaft (Dorfbourgeoisie) und Landwirtschaftsstruktur (Landmigration, billige Arbeitskräfte) zugeschnitten war (Fielhauer 1978: 140f.).

Vergleichbare Elemente und ähnliche Brauchpraxis finden sich schliesslich auch in Sprachkontakten, die man in südalpinen Grenzgebieten der Schweiz aufdecken kann. So waren dem deutschen Theologieprofessor Alban Stolz (1808–1882) auf seiner Bündnerreise im Jahre 1847 in der romanischsprachigen Gemeinde Lantsch Wirtsleute aufgefallen, die Deutsch sprachen und einen italienischen Knaben bei sich logierten – »in den Tausch gegen einen ihrer Söhne, damit dieser italienisch lerne und jener deutsch; so sei es in ihrem Lande sehr üblich« (Maissen 1985: 14).

Das Bündnerland, Teile der Innerschweiz und das obere Wallis bezeichneten als »Welschland« das an die Grenze Italiens anstossende Grenzgebiet oder Italien schlechthin. Das Entsenden von Kindern zum »Wältschleeru« (»Welsch«, also Italienisch lernen) ist beispielsweise aus der Walliser Gemeinde Simplon-Dorf überliefert. Hier wurden Bauernsöhne und Bauerntöchter in Familien und Dörfer am Südfuss des Alpenpasses plaziert, um während der Winterzeit Italienisch zu lernen. Es existierte eine Komplementarität: Während die Italiener ihr Vieh auf den Alpen von Simplon sömmeren, gaben die »Simpeler« ihr Vieh im Winter nach Italien. Die »Welschen« holten ihr Vieh im Herbst ab, wobei es jeweils einen Tanz gab. »Bis vor dem Ersten Weltkrieg war es Brauch, dass die älteren Schulkinder, hauptsächlich die Knaben, mit den ‚Welschen‘ nach Italien zogen, um da während eines Jahres als ‚pastur‘ die ‚Universität‘ zu besuchen, wie die Leute scherzhaft sagten; d.h. zur Schule gingen sie nicht, aber als Ziegen- und Schafhirte erlernten sie während dieser Zeit die italienische

Umgangssprache, ‚die damals für die Leute unseres Dorfes fast lebensnotwendig war‘« (Anderegg 1986: 75, 76). Ganz offensichtlich bestimmen markt- und landwirtschaftliche Abhängigkeiten und die Ausrichtung nach Italien (Viehsömmern, Lebensmitteleinkauf usw.) auch hier die Notwendigkeit für die vorliegende Variante populärer Sprachvermittlung.

Nichtschulische Sprachausbildung, Kulturvermittlung und ökonomische Situationsbedingungen führen an Sprachgrenzen und in gemischtsprachigen Grenzgebieten zu fast gesetzmässig beobachtbaren Kontaktmustern, für deren Vitalität sich weitere Beispiele sicherlich auffinden liessen.⁴ Nicht überall dominiert das pragmatische Motiv des Fremdsprachenerwerbs, bei vielen Aufenthalten geht es stärker um das curriculare Moment in einer Lehrzeit, wie wir gesehen haben. Die grosse Varietät von ausserhäuslichen Lehrzeiten, Sprachaufenthalten, Kontakt- und Ausbildungsparadigmen in verschiedenen Kulturräumen lässt annehmen, dass wir es bei der Ausformung sekundärer Sozialisationsabschnitte dieser Art mit einem übergreifenden Strukturelement zu tun haben. Als solches gehört es gleichermassen in eine Ethnographie der Uebergänge wie in das Alphabet interkultureller Beziehungen, über deren Semantik wir noch wenig wissen.

Anmerkungen

Dieser Artikel ist eine stark erweiterte Fassung eines Referats, gehalten am 3. Internationalen Volkskunde-Kongress SIEF (Universität Zürich, April 1987).

1. Das vorliegende Forschungsthema wird ausführlicher behandelt in einer demnächst erscheinenden Gesamtdarstellung (Gyr 1989 und die dort angegebene Literatur).
2. Es handelt sich um das vom Schweizerischen Nationalfonds zur wissenschaftlichen Forschung im Rahmen des NFP 21 finanzierte Forschungsprojekt »Welschlandaufenthalte 87: Kontakte und Verhaltensweisen im interkulturellen Alltag«. 476 Mädchen und welsche Aufnahmefamilien wurden schriftlich befragt, und 40 Mädchen nahmen an je drei Gesprächsrunden (Interviews) teil. Zu Projekt und ersten Resultaten cf. (Gyr 1988a und 1988b). Die Auswertung dieser Gegenwartsstudie ist im Gang.

3. Eine psychologische Studie über weibliche Berufsfindung hat auf empirischer Basis signifikante Unterschiede zwischen Lehrtöchtern und Welschlandmädchen herausgestellt, die sich hier in Beziehung setzen lassen. Darnach sind letztere im Vergleich durchschnittlich etwas jünger, wählen andere Berufsziele, für die sie sich allgemein eher spät entscheiden und absolvieren den Welschlandaufenthalt häufiger als Zwischenlösung: »Hier gibt es eine Reihe von Hinweisen auf ein tieferes Selbstbild, grössere Unsicherheit und geringere Selbständigkeit bei Welschlandmädchen« (Häfeli 1983: 219).
4. So sind Hinweise auf ähnliche Ausbildungsetapen für Dienstboten und Volontärinnen im skandinavischen Raum überliefert: »Die dänischen Bauertöchter gehen gewöhnlich, nachdem sie eine theoretische Schule oder einen theoretischen Fachkurs absolviert haben, auf einige Zeit nach Schleswig-Holstein oder Schweden auf Bauerngüter als Volontärinnen oder als Dienstboten, um sich daselbst die praktische Berufsausbildung zu erwerben; daher trifft man dort gewöhnlich so tüchtige Hausfrauen«, wie ein Beobachter nach der Jahrhundertwende einmal feststellte (Anderegg 1901: 14).
Die ausserhäusliche Erziehungspraxis scheint auch in jüdischen Familien im Elsass bekannt gewesen zu sein, wobei insbesondere Mädchen nach Frankreich geschickt wurden, um dort die französische Sprache und gute Manieren zu erwerben. Mädchen einfacherer Herkunft schickte man als Dienstboten in die Vosges, Töchter bürgerlicher Familien dagegen nach Paris oder in die Normandie (Evreux), zum Erziehungsabschluss auch etwa nach Nancy in ein Pensionat. Freundliche Mitteilung von Freddy Raphaël, Strassburg).

Literatur

- Albrecht, Günter 1972: Soziologie der geographischen Mobilität. Zugleich ein Beitrag zur Soziologie des sozialen Wandels. Stuttgart.
- Ammann, Hektor 1928: Die Diesbach-Watt-Gesellschaft. Ein Beitrag zur Handelsgeschichte des 15. Jahrhunderts. In: Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte XXXVII: 1–133.
- Anderegg, Felix 1901: Die Heranbildung unserer bäuerlichen Dienstboten und der ländlichen weiblichen Dienstboten. Bern.
- Anderegg, Klaus 1986: Simplon. Dorf und Pass. Der alte Baubestand. Herausgegeben von der Gemeinde Simplon zum Anlass der 2. Heimattagung vom 14. bis 16. August. Visp.
- Andrasfály, Bertalan 1978: Die Arbeitsbeziehungen zwischen ungarischen und deutschen Dörfern in der Umgebung von Budapest. In: Ingeborg Weber-Kellermann: Zur Interethnik. Donauschwaben, Siebenbürger Sachsen und ihre Nachbarn. Frankfurt a.M. 1978: 301–315.
- Barret, Pierre, Jean-Noël Gurgand 1980: Ils voyageaient la France. Vie et traditions des Compagnons du tour de France au XIXe siècle. o.O.
- Blosser, Ursi, Franziska Gerster 1985: Töchter der Guten Gesellschaft. Frauenrolle und Mädchenerziehung im schweizerischen Grossbürgertum um 1900. Diss. Zürich.
- Bourdieu, Pierre 1982: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M.
- Brändli, Emil 1902: Die Welschlandgängerei unserer Jugend. St. Gallen.
- Bühler, Theodor 1964: »Fosterage«. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 60: 1–17.
- Effinger-von Wildeg, Sophie von 1951: Aus dem Tagebuch des Schlossfräuleins von Wildeg, herausgegeben und bearbeitet von James Schwarzenbach. Zürich.
- Friedrichs, Jürgen und Klaus Kamp 1978: Methodologische Probleme des Konzeptes »Lebenszyklus«. In: Soziologie des Lebenslaufs. Herausgegeben und eingeleitet von Martin Kohli. Darmstadt und Neuwied: 173–190.
- Fröhlich, Elisabeth 1981: 10,000 Welschlandjahre jedes Jahr. In: Tages-Anzeiger Magazin Nr. 2 vom 10. Januar: 22–26.
- Gillis, John 1980: Geschichte der Jugend. Tradition und Wandel im Verhältnis der Altersgruppen und Generationen in Europa von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Weinheim und Basel.
- Gyr, Ueli 1981: Milieuwechsel und Kulturkontakte unter Beschuss. Anmerkungen zur Problematik des Medienbildes vom »Welschlandjahr«. In: Der Dialog zwischen Schweizern/Le Dialogue entre Suisses. Jahrbuch 1981 der Neuen Helvetischen Gesellschaft (NHG). Aarau: 131–144.
- Gyr, Ueli 1982: Erziehung in der Fremde. Beitrag zu einer Ethnographie der Übergänge. In: Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung. Vorträge der Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Freiburg i.Br. vom 16. bis 18. März 1981. Herausgegeben von R.-W. Brednich, H. Lixfeld, D. R. Moser, L. Röhrich. Freiburg i.Br.: 214–229.
- Gyr, Ueli 1988a: Projekt »Welschlandaufenthalte 87«: Konzept, Erfahrungen und erste Resultate. In: Info 21 (Nationales Forschungsprogramm 21), 4 (Januar): 14–16.
- Gyr, Ueli 1988b: Binnenmobilität und interkulturelles Alltagsverhalten. In: Kulturkontakt, Kulturkonflikt. Zur Erfahrung des Fremden. 26. Deutscher Volkskundekongress in Frankfurt vom 28. September bis 2. Oktober 1987. Herausgegeben von Ina-Maria Greverus, Konrad Köstlin, Heinz Schilling. Frankfurt (Notizen, 28): Teil 2, 613–621.

- Gyr, Ueli 1989: Lektion fürs Leben. Welschlandaufenthalte als traditionelle Bildungs-, Erziehungs- und Übergangsmuster. Zürich 1989 (im Druck).
- Häfeli, Kurt 1983: Die Berufsfindung von Mädchen: zwischen Familie und Beruf. Bern, Frankfurt a.M. (Europäische Hochschulschriften, Reihe VI, Psychologie, Bd. 101).
- Hanhart, Rudolf 1822: Über die Austauschung von Knaben, in Beziehung auf unsere Lehranstalten. In: Sechster Bericht an das Publikum über das Gymnasium und die Realschule in Basel nebst der Rechenschaft über den Lehrkursus des verflossenen Schuljahres. Eine Einladungsschrift zur Promotions-Feierlichkeit am 28ten Mai 1882: 3–10.
- Heintz, Bettina und Claudia Honegger 1984: Zum Strukturwandel weiblicher Widerstandsformen im 19. Jahrhundert. In: Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen. Herausgegeben von Claudia Honegger und Bettina Heintz. Frankfurt a.M. (Taschenbücher Syndikat, EVA, Band 38): 7–68.
- Jugendaustausch in der Schweiz 1982: Thesen, Massnahmen, Aufträge. Solothurn.
- Krebs, Werner 1933: Alte Handwerksbräuche. Mit besonderer Berücksichtigung der Schweiz. Basel (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 23).
- Kropotkin, Peter 1975: Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt. Mit einem Nachwort neu herausgegeben von Henning Ritter. Frankfurt a.M., Berlin, Wien (Ullstein Buch Nr. 3225).
- Küttner, Karl Gottlieb 1785/86: Briefe eines Sachsen aus der Schweiz an seinen Freund in Leipzig. 3 Theile, Leipzig.
- Lebzeiten. Autobiographien der Pro Senecute-Aktion 1982. Herausgegeben von Rudolf Schenda, unter Mitarbeit von Ruth Böckli. Zürich.
- Le Coultre, Jules 1962: Maturin Cordier et les origines de la pédagogie protestante dans les pays de langue française. Neuchâtel (Mémoires de l'Université de Neuchâtel, T.5).
- Maissen, Felici 1985: Alban Stolz und seine Reise nach Graubünden 1847. In: Bündler Jahrbuch (Neue Folge, 27. Jg.): 11–19.
- Mühlh, Johanna, Von der 1964: Basler Sitten. Herkunft und Brauch im häuslichen Leben einer städtischen Bürgerschaft. 2. Aufl. Basel (Volks-tum der Schweiz, 5).
- Muralt, Beat Ludwig, von 1933: Lettres sur Anglois et les François et les Voiages (1728), éditées par Charles Gould. Paris.
- Ogburn, William F. 1972: Die Theorie des »Cultural Lag«. In: Hans Peter Dreitzel (Hg.): Sozialer Wandel. Zivilisation und Fortschritt als Kategorien der soziologischen Theorie. 2. Aufl. Neuwied und Berlin (Soziologische Texte, 41): 328–338.
- Paládi-Kovács, Attila 1988: Kindertausch und inter-ethnische Kontakte im Karpatenbecken. In: Wandel der Volkskultur in Europa. Festschrift für Günter Wiegmann zum 60. Geburtstag, herausgegeben von Nils-Arvid Bringéus, Uwe Meiners, Ruth-E. Mohrmann, Dietmar Saueremann und Hinrich Siuts. Münster (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 60/1): 271–279.
- Platter, Felix 1976: Tagebuch (Lebensbeschreibung 1536–1567). Im Auftrag der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel, herausgegeben von Valentin Lötscher. Basel und Stuttgart.
- Quelques renseignements sur Lausanne et le Canton de Vaud, précédés d'une notice sur Edward Gibbon à l'usage des étrangers 1858. Lausanne.
- Reimann, Martha 1914: Die Geschichte der Arauer Stadtschulen von ihren Anfängen bis zum Ende der bernischen Herrschaft (1270–1798). Aarau.
- Ritter, Werner 1961: 40 Jahre landeskirchlicher Stellenvermittler. Chronik. Verschiedene Begebenheiten und Erlebnisse, zusammengestellt und geordnet aus den Jahresberichten 1921 bis 1960. Biel.
- Roeder, Fritz 1910: Über die Erziehung der vornehmen angelsächsischen Jugend in fremden Häusern (Vortrag). Halle a.S.
- Rüegg, Annelise 1920: Erlebnisse einer Serviertochter. Bilder aus der Hotelindustrie. Zürich.
- Schücking, Levin L. 1964: Die puritanische Familie in literar-soziologischer Sicht. 2. Aufl. Bern und München.
- Steinmetz, Sebald R. 1928: De »Fosterage« of opvoeding in vreemde Families. In: Gesammelte kleinere Schriften zur Ethnologie und Soziologie von S. R. Steinmetz. Band 1. Groningen.
- Unterwegssein im Spätmittelalter, hg. v. Peter Moraw 1985. Berlin (Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft, 1).
- Weisser-Metzener, Elise 1930: Vom Laufburschen zum Hotel-Direktor. Vom Zimmermädchen zur General-Gouvernante. Ein Wegweiser zum Erfolg für Hotel-Angestellte von Frau Elise Weisser-Metzener. SA aus der Schweizerischen Hotel-Revue 1930, 18f.
- Werd von Toffen, Samuel von 1785: Lebensbeschreibung Johannes Justingers, eines bernischen Patricii. Berlin.
- Wiegmann, Günter, Matthias Zender, Gerhard Heilfurth 1977: Volkskunde. Eine Einführung. Berlin (Grundlagen der Germanistik, 12).
- Wissel, Rudolf 1929/30: Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit. Herausgegeben durch Dr. Konrad Hahn. 2 Bde. Berlin.
- Zahnd, Urs Martin 1979: Die Bildungsverhältnisse in den bernischen Ratsgeschlechtern im ausgehenden spätmittelalter. Verbreitung, Charakter und Funktion der Bildung in der politischen Führungsschicht einer spätmittelalterlichen Stadt. Bern.
- Zinnecker, Jürgen 1973: Sozialgeschichte der Mädchenbildung. Zur Kritik der Schulerziehung von Mädchen im bürgerlichen Patriarchalismus. Weinheim und Basel (Beltz Monographien).

Summary

The ethnologist may find an interesting field of study in the numerous interrelationships which connect the German and the French speaking parts of Switzerland. We have studied the "Welschlandaufenthalt", the year which young German Swiss who have just finished school traditionally spend in French Switzerland in order to learn the language. Daughters of well-to-do, middle-class families are normally sent to private schools where they receive an academic or 'finishing school type' education, whereas girls of more modest origin are sent to a family for whom they work as unpaid house-maids. A common origin may be attributed to the two types of sojourn, as part of a very old educational tradition. This has included the practical trainings taken by foreign traders in the Middle Ages, courses of studies at foreign universities, service at the French court or in noble families, as well as mercenary service and travel abroad. Later,

the young people were sent to private schools in the French speaking part of Switzerland and, more recently they started volunteering to work as servants or house-maids. The fact that the "Welschlandaufenthalt" has become a tradition also outside of the upper classes clearly shows its importance within the individual curriculum. But all the traditional patterns of contact with a foreign culture mentioned above also mark a passage to adulthood, either as a last phase in the educational process, or as a passage to a higher status bringing a gain in prestige. Less importance is attributed to the acquisition of a foreign language than to the individual apprenticeship of a foreign culture and of means of adapting to it. In that sense, the year in French Switzerland represents a test of character and of maturity. As a comparison with other countries shows, this type of sojourn may be seen as part of a European tradition of education in which the relationships between cultures are emphasized.